

Mitgefühl im Zwielficht

Liebe, Freiheit, Geld. Und auch Empathie. Von manchen Dingen kann man vermeintlich nie genug haben. Wir schätzen sie so hoch, dass uns etwaige Nachteile aus einem Übermaß derselben kaum vorstellbar erscheinen. Doch so, wie man durchaus zu viel lieben kann – und dabei sich selbst oder die Autonomie des Geliebten missachtet –, ist auch mehr Mitgefühl nicht automatisch besser. Bisweilen macht es uns im Gegenteil blind für drängendere Nöte, errichtet Mauern im Kopf oder fördert unmoralisches Handeln. Diese auf den ersten Blick verblüffende These stellt unser Titelthema ab S. 12 auf.

Der Begriff Empathie hat eine spannende Karriere hinter sich. Was wir heute damit meinen, bezeichnete man jahrhundertlang als



Steve Ayan
Redakteur
ayan@spektrum.de

Sympathie (von lateinisch für »gemeinsam leiden«). Dann sprach der Psychologie-Pionier Theodor Lipps (1851–1914) erstmals von »Einfühlung«, um damit unser ästhetisches Empfinden zu erklären. Dies wiederum übersetzte sein britisch-amerikanischer Kollege Edward Titchener (1867–1927) als jene Empathie, die man dank des wissenschaftlichen Beiklangs bald ins Deutsche zurückimportierte.

Das Wort reduzierte nicht nur die Sympathie auf reine Zuneigung, sondern stieg selbst auf zum Inbegriff von Fairness und Hilfsbereitschaft. Nur wer sich in andere einfühlen könne, handle altruistisch – wem

es dagegen an Empathie mangelt, der sei nicht bloß hartherzig, sondern gestört. Das jedenfalls unterstellt man Psycho-, Sozio- und sonstigen »Un-Sympathen« allzu gerne. Allerdings sind diese oft empathischer, als es den Anschein hat. Und umgekehrt ist längst nicht alles, was Empathie erfordert, gut und richtig. Oder glauben Sie, Ihr Chef hätte Sie mal wieder breitschlagen können, das neue, undankbare Projekt zu übernehmen, wenn er sich nicht so gut in Ihre Schwächen und Bedürfnisse einfühlen könnte?

Für den Kognitionsforscher Fritz Breithaupt, den wir ab S. 19 porträtieren, erweitert das Empathievermögen vor allem unsere eigenen emotionalen Möglichkeiten. Mitzuempfinden, was andere fühlen, lässt uns nicht nur in Romanen und Filmen schwelgen, sondern auch im Alltag geschickt unsere Interessen durchsetzen. Seien wir uns der Macht der Empathie bewusst, ohne sie zu verklären!

Viel Erfolg dabei und interessante Einsichten wünscht
Ihr

Steve Ayan

EXPERTINNEN UND EXPERTEN IN DIESER AUSGABE



Der Medizinhistoriker **Heiner Fangerau** von der Universität Düsseldorf erforscht die Beteiligung von Neurologen an Naziverbrechen (S. 74).



JÜRGEN BAUER

Der Psychologe **Wolfgang Prinz** skizziert ab S. 58, wie das mentale Selbst entsteht. Sein Beitrag beschließt unsere dreiteilige Serie »Ist Bewusstsein naturwissenschaftlich erklärbar?«.



Armut beeinträchtigt die Hirnentwicklung bereits im Kindesalter. Das berichten die amerikanischen Neurowissenschaftler **John D.E. Gabrieli** und **Silvia A. Bunge** ab S. 48.